

# Der vom Eschenhau

VON DR. GEORG VERANNEMANN

Ein Jahr fast war ich den geliebten Bergen fern. Nun aber bin ich wieder da, und die Heimat empfängt mich im Glanze eines strahlenden Nachmittags, den die allererste Wehmut des nahenden Herbstes um so leuchtender macht.

In der Unruhe der Begrüßung — es haben sich einige Gäste da draußen auf dem Lande eingefunden — drücke ich mich heimlich ins Haus. Fünf Minuten später stehe ich schon zum Abmarsch gerüstet in meinem Zimmer. Es ist klein und durchaus kein Prunkgemach. Für Bett, Waschtisch und Kasten ist gerade Platz darin — und zwei Wände für die Trophäen sind immer noch frei. Was aber das Herrlichste an diesem Zimmer ist: zum Fenster schaut der grüne Hochwald herein, der, wenn der Wind pfeift, seinen ganz besonderen Spaß hat und mich mit den äußersten Zweigen einiger vorgeschobener Posten, die dann lustig ans Fenster klatschen, aus dem Schlaf klopf.

Heute freilich hat der Wald keine solchen Absichten. Still und friedlich steht er da und lächelt mir verheißungsvoll zu, wie ich Korn und Grinsel und Stecher und Abzug prüfe, um gewiß zu sein, daß die lange, unfreiwillige Rast meinem Stutzen keinen Abbruch getan hat. Wenn ich noch zwei Stunden am Fenster stünde, könnte ich meiner alten Freundin, der Geltgais, guten Abend sagen, die seit Jahr und Tag allabendlich an diesem Fenster vorüberzieht.

Dazu habe ich allerdings heute keine Zeit. Während man sich vor dem Hause lachend und lärmend zur Jause setzt, verschwinde ich lautlos durch die Hintertür bei der Küche, und ehe meine Abwesenheit auffällt, schnüre ich schon längst jenseits des Flusses stillvergnügt in den Hochwald hinein. Dem vom Eschenhau mit der eisgrauen Stirne und mit dem Urgehörn, das die Lauscher um eine gute Handbreite überragt, soll mein Gang gelten. Zwei Tage konnte ich mir für ihn freimachen, denn er ist ein ganz Heimlicher geworden in all seinen Jahren.

Ein paar mal schon hat er die Kugel bedenklich nahe pfeifen gehört. Ganz genau weiß er, daß mit allen, die einen grünen Rock und einen fescchen Bart am verschossenen Hütl tragen, nicht gut Freundschaft zu halten ist. Doch den Holzknechten ist er ein guter Bekannter. Da äst er sich oft unmittelbar in ihrer Nähe, ganz vertraut am helllichten Mittag. Die Grünröcke freilich, die läßt er sich nicht gern allzu nahe kommen. Die hat er auf fünfhundert Schritt im Windfang, und der Nachhall von seinem abgrundtiefen „Baoh-Baoh“, das manchmal fast an den Trenzer eines Hirsches erinnert, ist alles, was von einer wohldurchdachten und gut ausgeführten Pürsch für sie übrigbleibt. Voriges Jahr hat der Förster 21 Tage auf ihn verwendet und ist selber dabei ganz vom Wildpret gekommen. Er hat auch mich schon viel Aufregung und auch manch unnütze Laufereien gekostet — der Alte vom Eschenhau!

Bei der Hahnbalz vor drei Jahren habe ich ihn zum erstenmal gesehen, wie er mit seinem starken Gehörn eine junge Esche zuschanden fegte. Aber wie die Schußzeit aufging, war der Bock weg. Einmal nur, als ich abends müde von erfolgloser Pürsch nach Hause ziehe und nicht mehr so recht aufpasse, was rings um mich herum los ist, prasselt auf einmal ein Stück Rehwild auf 20 Schritt vor mir über den Weg. Erst lange hinterher fiel mir's ein, daß das der Starke gewesen ist. Und geblattet habe ich — drei heiße Sommer lang. Gaisensprangen, Spießersprangen, auch Gabler und geringe Sechser, manchmal war sogar wohl ein braver dabei — aber der Alte ist mir niemals zugestanden. Wie vom Erdboden war er verschwunden, wenn die hohe Zeit kam.

Erst einige Wochen nach der Brunft zog er dem Kutscher, der mit Hü und Hott, mit Quietschen und Knarren unser Brennholz abfuhr, ganz vertraut über den Weg. So wußte ich wenigstens, daß er noch da war und konnte mich aufs nächste Jahr freuen. Da war ich schon Anfang Juni draußen. Dreimal zog mir der Bock Schlag sieben Uhr abends mit drei Gaisens und einem Kitz über den Eschenhau, aber jedesmal weit außer Schußweite und obendrein auch meist von einer der Gaisens gedeckt. Am dritten Abend sprang der Wind nur um ein wenig um, und am nächsten Abend waren wohl die Gaisens mit ihrem Kitz da, aber der Alte war nicht mehr dabei.

Als in jenem Jahre die Blattzeit aufging, hat ihn dann ein guter Freund von mir verblattet. Im Abspringen hatte er auch noch den kümmernden Gabler mitgenommen, der in der Nähe faul in der Sonne saß und meinem Freunde als „Reserve“ zugezackelt war, so daß dieser als Schneider heim-

kehren mußte. Ich hatte keinen schlechten Grant damals, aber weil man aus dem Walde nur fröhlichen Gemütes heimkehren soll, widerfuhr es mir zur Strafe ein Jahr später, daß ich selber etwas Dummes anstellte. Und das kam so:

Da steige ich in der brennenden Augusthitze in Begleitung eines Vettters, der auch einmal sein Herz für das wonnige Waidwerk entdecken wollte, zum Blatten den Pürschpfad am Laubberg hinauf. Als wir oben an den Schlag kommen, leuchtet es brennrot im dürren Grase auf. Der Feldstecher war gar nicht nötig — wie zwei Hasen im Feuer



Rien Poortvliet

klappten wir beide zusammen. Denn keine 70 Schritte vor uns, brettelbreit und ganz vertraut, wie eine Scheibe auf der Schießstätte, stand der Alte in der Mittagsonne. Zeit war genug, und ich schob den Stutzen schön vorsichtig aus den Gräsern hinaus. Wie das Korn gründlich Blatt gefaßt hatte, ließ ich's fahren.

Drüben äugte der Bock, dem's galt, eine Weile ganz erstaunt umher, dann polterte er in die Dichtung. Ja, das war ein sauberer Fehlschuß. Aber so etwas kann vorkommen beim fröhlichen Waidwerken, zu wissen freilich braucht's niemand in seinen Einzelheiten, der Freund kann schweigen, und der Wald deckt einen solchen Fehler — menschliches Versagen nennt man es wohl heute — gar bald mit seiner Stille zu.

Seither ist wieder ein Jahr vergangen. Der Bock steht immer noch im Frühling im Eschenhau und richtet dort in des Försters behüteter Pflanzung Verwüstungen an, wenn er sein stolzes Gewichtel auf Glanz bringen muß. In der Feistzeit zieht er dann etwas tiefer hinunter ins Buchengehölz, wo die kleine Hopfgartenwiese mit ihren duftigen Kräutern besondere Leckerbissen verspricht. In der Blattzeit ist der alte Kämpe überall und nirgends, treibt hier ein Schmalreh, kämpft da einen jüngeren Rivalen ab und hält zwischendurch, so zur Abwechslung, die Jäger zum Narren. Die sind ihm aber trotzdem nicht gram und haben gelernt, seinem dumpfen „Baoh-baoh“ in Ehrfurcht zu lauschen. Doch reif ist er inzwischen geworden, überreif sogar, und St. Hubertus wird schon Sorge tragen, daß auch seine Stangen nicht in den Himmel wachsen oder etwa gar zurücksetzen. Denn um so ein Gehörn wär es jammerschade.

In solchen Gedanken höher und höher steigend, werde ich

oben am Richtweg beim Hochbergerschlag plötzlich ganz dünn, denn vor mir treibt ein Bock die Geiß im hohen Gras. Hübsch weit ist es hinüber zu den beiden. Ich sehe nur schlecht die roten Flecken dahin und dorthin huschen. Aber ich weiß, daß es ein guter Bock ist, denn er ist einer der ersten, die heuer sprengen. Die ersten im Wildpret aber und im Gehörn sind allemal auch in der Liebe die ersten.

Während die tolle Fahrt hangauf und hangabwärts geht, in raschelnden Schleifen, Bogen, Achtern und Kreisen, bald in nächster Nähe an mir vorbei, bald hoch oben am Rande der Dickung, bald wieder quer durch die Mitte des Schlages, habe ich Zeit, niederzuknien und zu entsichern. Vielleicht, daß sich doch Gelegenheit zu einem raschen Schuß ergibt. Während ich mich noch bemühe, den Bock darauf anzusprechen, ob er wirklich der Alte ist, hat die Jagd schon wieder eine andere Richtung. In hohen Fluchten geht sie rechts hangabwärts, einen Augenblick später ist der ganze Spuk in dem Buchenaltholz verschwunden, das sich allmählich zur Hopfgartenwiese senkt.

Während der Bock dann wieder bergwärts sprengt, ich höre es nur am Rascheln des Laubes, denn sehen kann ich ihn nicht, benütze ich die Gelegenheit, um meinen ungedeckten Posten mitten auf dem Wege leise zu räumen, schlage mich außen um die Dickung herum und pürsche dann am Rande des Berges, dort, wo der Hang steil und unwegsam zum Flußtale abbricht, auf dem Wildwechsel zur Wiese vor. Gerade, als ich am Vorsaum haltmache, raschelt es verdächtig in den Buchen gegenüber. Ich habe kaum noch Zeit, es mir halbwegs bequem zu machen und rasch in Anschlag zu gehen — da hüpf eine Eichkatze auf die Wiese heraus, hält neugierig Umschau, rutscht dann drei Stämme hinauf und wieder hinunter und ist plötzlich verschwunden.

Danach sitze ich eine Stunde am Rande der Wiese und habe nichts weiter zu tun, als dem verspäteten Lied einer Amsel, dem Gezänke der Finken und dem Klingeln der Meisen zu lauschen. Zu meiner Rechten versinkt die Sonne in ein Meer von rotem Gold: Das bedeutet einen heißen Tag für morgen. Still und dämmerig wird es im Walde. Drei Hasen hoppeln bedächtig auf die Wiese heraus und lassen sich Zeit beim Mümmeln der saftigen Gräser. Einer von ihnen macht einen Kegel, und wie hergezaubert steht dann das Schmalreh in der Wiese und neben ihm, nicht 60 Schritte von meinem verschwiegenen Platz entfernt, der Bock!

Wie elektrisiert, mit angehaltenem Atem und pochendem Herzen, fahre ich auf, es ist der Alte vom Eschenhau. Aber das Schmalreh ist immer neben ihm und deckt ihn mit seiner schlanken Gestalt. Sie äsen sich recht unvertraut am Wiesenrand entlang, stets nebeneinander. Unmöglich ist es, eine Kugel anzutragen. Eine Weile später ziehen sie, schon von der schnell hereinbrechenden Sommernacht umschleiert, wieder zu Holze, und hinter mir lacht mich der Waldkauz aus, daß es nur so schallt.

Zu Hause lachten sie mich auch aus. Der Heger aber, dem ich auf dem Heimwege mein Mißgeschick erzählte, der sagte nur: „Ja, ja — der hat einen Stern.“

Am anderen Morgen sitze ich wieder auf meinem Platzerl vor der kleinen Hopfgartenwiese. Ich sehe die Nacht dem Tage weichen und sitze mir den Buckel krumm, wie in der Stadt hinter dem Schreibtisch. Die drei Hasen sind da, das Schmalreh ist da, und wie mir die ersten Strahlen der Morgensonne wärmend auf die Knie scheinen, rutscht auch Frau Eichkatze murksend und ausgeschlafen den Stamm der alten Samenbuche herunter, daß das Schmalreh aufwirft und die Hasen ganz verängstigte Gesichter bekommen. Aber der Bock ist nicht da, wenn einer im grünen Rock ihn erwartet.

Den Vormittag schlag ich mir faul um die Ohren, verbringe eine Stunde mit dem Frühstück und schnüre dann aufs Geratewohl durch den Wald, blättele da und dort einmal und stelle fest, daß es doch noch etwas zu früh im Jahre ist für diese hohe Kunst. Am Laubberg hole ich einen Häher herunter, der gerade dabei war, mich Störenfried ob meines unnützen und müßigen Lebenswandels gehörig auszuschimpfen, was mich natürlich gewaltig gewurmt hat. Die Wahrheit kann halt nun einmal niemand vertragen.

Als ich gegen Mittag in die Leithen einbiege, um über die Salzlecke zum Forsthaus abzusteigen, schwingt sich auf einer der wenigen Tannen, die dort noch stehen, ein Habicht ein. Zwar ist das winzige Ziel unruhig im Winde — aber „angestrichen“ wird es schon gehen, und um den Raubritter soll mir selbst ein Fehlschuß nicht leid sein, denn schon in drei Hühnerhöfen hat er sich, mehr als ihm zugebilligt werden kann, seinen „Zehnt“ geholt. Die Bauern sind grantig deswegen. Als dann der harte Knall durch den stillen Mittag bricht, wirft es den schlanken Vogel aus dem schaukelnden Wipfel weit in die Leithen hinaus.

Den Nachmittag verträume ich auf einer Sommerwiese, irgendwo zwischen den Bäumen versteckt und den Blick ins endlose Blau verloren, daß mir ganz unirdisch wird vor soviel unendlicher Schönheit.

Erst als die Sonne tiefer steht und auch alle Farben tiefer und satter werden, steige ich wieder waldaufwärts. Es geht ein strahlender Tag zur Neige, ein Tagerl, wie es auch dem lieben Herrgott nur selten gelingt. Der Abendhimmel ist eine Kuppel von lauterem Gold. Die Kronen der alten Samenbuchen, unter denen ich mich vorsichtig nach vorn schiebe, sind ein Baldachin, fast ebenso hell und golden wie der Himmel darüber. Kein Blatt regt sich, und alle Stimmen verschweigen. Es ist eine Pracht ringsum, daß einem das Herz aufgeht vor Andacht und Freude und man nur immer zu schauen und schauen möchte.

Ganz unwillkürlich muß ich des alten Meisters gedenken, der mich als erster in die Herrlichkeit unseres Waldes eingeführt hat. Lange schon deckt ihn der grüne Rasen unten bei der Kirche im Dorf. Er war ein einfacher, schlichter Mensch und ist zeitlebens nicht aus dem Walde herausgekommen. Aber mehr Philosophie und Gottesweisheit hat das stille Mannerl mit seinem schlohweißen Gnomenbart und den himmelblauen, sternhellen Augen besessen als mancher Neunmalweise unten in der Stadt.

Wenn er an so einem Abend, wie der heutige einer ist, den Schritt verhalten und gesagt hat: „Is dös a Gottheit — a so a Gottheit“ — so war mehr Glück und Wissen in diesen paar Worten als in dem fünfbandigen Traktat eines, der die Gescheitheit mit Löffeln markenfremd gefressen und in seinem ganzen Leben keinen einzigen Tag mit seinem Herrgott allein im Walde verbracht hat.

Es ist schon etwas spät geworden, als ich endlich das Saftgrün der Wiese zwischen den Stämmen aufschimmern sehe. Denn ich mußte der alten Häsln, die eben zur Äsung zog, den gebührlchen Vortritt lassen. So eine alte Dame aber hat nichts zu versäumen und folglich auch keine Ursache zur Eile; besonders, wenn sie keine Ahnung hat, daß hinter ihr einer kommt, dem es bedeutend wichtiger ist, rasch auf die Wiese hinauszukommen. Auch wenn sie es wüßte, sie würde deshalb nicht höflicher sein, sondern allerhöchstwahrscheinlich mit furchtbarem Spektakel durchs Fallaub davonpoltern und mir weit im Umkreis nur alles Wild tüchtig vergrämen. Also —

Als ich endlich hinter dem letzten Stamm, wo noch der alte Schirm von ehedem steht, aus dem ein hoher Auchjäger einst seinen Bock auf zwölf Meter gefehlt hat, aus dem Landschaftsbilde verschwinde, steht schon ein Stück in der Wiese. Ein junges Böckel ist's, tollpatschig noch und sorglos, aber ein Kümmerling, aus dem im Leben nichts Rechtes mehr wird. Ich tauche das Korn meiner Büchse in seine leuchtende Decke, von der ich in der schrägen Abendsonne jede Granne unterscheiden kann. Vertraut steht er da — unmerklich und ahnungslos, daß ein Gedanke genügen würde, um ihn für immer auszulöschen aus dem Buch dieses Lebens; nicht einmal den Schnalzer des Schusses würde er noch vernehmen.

Ein paar Minuten verharren wir beide so, regungslos. Da plötzlich wirft es ihn herum — breitspurig steht er dann da, mit erhobenem Träger, und windet zur nahen Dickung hinüber, wo es ganz leise im Unterholz knistert. Wenig später tritt auch das Schmalreh aus, verhofft kurz und schließt sich im Troll dem Gefährten an. Auf seine Werbung einzugehen, lehnt es jedoch entschieden ab. Es harret eines anderen Bewerbers, eines Stärkeren, Mächtigen, eines Fürsten an Wuchs und Gebaren.

Friedlich äsen die zwei schlanken Gestalten vor mir in der Wiese. Stumme Erwartung hat sich meiner bemächtigt. Es ist schon spät geworden inzwischen, so spät, daß sich das leuchtende Rot des Wildes und das jubelnde Grün der Wiese schon in das stumpfe Grau der Dämmerung aufzulösen beginnen.

Der Anblick des Wildes hat meine Leidenschaft geweckt. Nur diesen Abend habe ich noch Zeit, und so tritt der Versucher an mich heran, als das Schmalreh eben aufwirft und nach dem Rande der Dickung äugt. Vergessen das erste Gebot meines Lehrers für Ansitz und Pürsch: „Zeit lassen und warten können.“ Schon senkt sich zum zweitenmal das Korn meiner Büchse in das Blatt des Böckleins vor mir. Da schakert im Holz eine Amsel, und im gleichen Augenblick sind die beiden eben noch geschmeidig bewegten Körper vor mir in der Wiese zu Stein erstarrt.

Im untersten Eck der Wiese, lautlos und wie von ungefahr, das stattlich gekrönte Haupt voll Hoheit erhoben, steht er, der greise Fürst dieses Waldes! Einen Atemzug



*Er steht aufs Blatten zu / Phot. Heinrich Robl*

lang verhofft er so, ganz Majestät und Gebieter, dann senkt er den Träger zu Boden. Verderblich drohen sechs schneeweiße Enden aus dem Grau der Dämmerung. Mit zwei Fluchten stellt er sich zwischen die beiden anderen. Schon weicht der Junge scheu dem Angriff des Meisters, aber wieder schützt das Schmalreh mit seinem Rumpf das Blatt des Gebieters.

Fiebernd harre ich. Keine drei Minuten mehr ist Büchsenlicht. Da macht der Alte eine ganz kurze Wendung, steht

einen Augenblick frei im verblässenden Grün der Wiese und tut im Schuß jene hohe und einzige Flucht, die immer die letzte ist.

Als ich hinter dem Stamm der alten Samenbuche hervortrete, liegen Wald und Wiese verlassen und leer, beinahe todtraurig vor mir. Und in den kühlen Halmen, an deren Spitzen es rot wie Rubine leuchtet, ruht ein Edler von seinem reichen und stolzen Dasein aus. Mein Wald aber und meine Sehnsucht sind um eine große Herrlichkeit ärmer.